

rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Sarah Lloyd

Eine indische Liebe

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.rowohlt.de/repertoire

Erster Teil

Das Dorf

I

Ankunft

Mitte März kam ich nach Amritsar. Schon eine Stunde vor der Ankunft des Zuges um fünf Uhr morgens war ich aufgestanden und bereit zum Aussteigen, und dann nahm ich gleich eine Rikscha durch die dunklen, verschlafenen Straßen zum Goldenen Tempel, statt wie sonst die Morgendämmerung abzuwarten. Ich zog die Schuhe aus und ging die Stufen hinunter. Der Tempel schimmerte hell inmitten eines dunklen Wassertanks. Ich spazierte herum, während die Morgendämmerung ihr rosa Licht über die Dächer goß. Über allem lag eine Stimmung von überwältigender Friedlichkeit.

Die nächsten zwei Tage machte ich mir den Rhythmus des Goldenen Tempels zu eigen und schlief auf dem Dach eines der Nachbarhäuser. Auf die religiöse Stille des frühen Morgens folgte das lebhafteste Treiben eines buntgemischten Völkchens von Sikhs – umherziehende Nihangs, bäuerliche Pilger und elegante Paraden von angesehenen Städtern, Scharen von aufgeputzten Dorfmadchen im Sonntagsgefieder. Der Goldene Tempel war eine Arena, die Menschen betraten, um gesehen und bewundert zu werden. Seine schwarzweißen Marmorgänge und kühl überdachten Bogengänge, seine märchenhaften goldenen Spiegelungen auf dem grünbraunen Wasser und seine Weitläufigkeit verlieh den Besuchern für kurze Zeit den Schein von Eleganz und großer Welt.

Unter den Spaziergängern waren Andächtige, die täglich kamen und das Wasser säumten, um ein heilendes Bad zu nehmen, die

anderen Pilgern den Staub von den Füßen wischten und ihnen die Stirn mit heiligem Balsam bestrichen, die sich am Eingang zum Heiligsten unter golden gewölbten Kuppeln verbeugten und dem heiligen *Granth*, der heiligen Schrift der Sikhs, ihre Ehrfurcht und Untergebung bekundeten. Sie saßen und lauschten den Hymnen ihrer Gurus, sangen zu den Klängen der alten Ragas, die ruhigen Gesichter nach oben gewendet.

Plötzlich durchfuhr es mich: Ich mußte Jungli finden. Ganz gleich, wie spät es war – es war später Nachmittag und eigentlich nicht die Zeit, um sich auf die Suche nach einer ungenauen und abgelegenen Adresse zu machen, die mit Kinderschrift auf ein altes Stück Papier geschrieben worden war:

Nam Pritam Singh
Nam des Vaters Beant Singh
Amarkot
Distrikt Amritsar

Hatte er nicht erzählt, daß zehntausend Menschen in seinem Dorf wohnten? Und sicher hießen sie alle mit Nachnamen Singh.

Während ich in einem ratternden, heißen Blechbus aus Amritsar herausfuhr, fragte ich mich träge, wenn auch nicht sehr ernsthaft und lange, wie all meine Unternehmungen wohl ausgehen mochten. Ich hatte keine bestimmten Pläne. Mein Leben war bisher immer so verlaufen – die Zukunft eine prächtige Leere voller Raum und Möglichkeiten, nicht länger voraussehbar als für die nächsten vierzehn Tage. Arbeit und Orte und Freundschaften spielten sich in begrenzten Zeitabschnitten ab, begannen und endeten sauber abgegrenzt und mehr oder weniger unabhängig voneinander. Der Hauptstrang meines Lebens hatte bisher aus Teilzeitunterricht an drei verschiedenen Londoner Hochschulen bestanden, aus Mitarbeit in einem halben Dutzend verschiedener Komitees, aus der Redaktionsarbeit für meine professionelle Zeitschrift, aus der Neuanlage von Teilen eines alten Parks und Auseinandersetzungen mit den örtlichen Behörden; sehr viel Arbeit, sehr viel Spaß, aber keine Zeit, mir Gedanken zu machen. Während ich in Junglis Dorf fuhr, begann und endete meine Gegenwart mit der Gesellschaft einiger verwahrloster Sikhs im Bus und der flachen grünen Landschaft mit

unreifen Weizenfeldern und niedrigen Lehmhäusern, die draußen vor den Fensterscheiben vorbeischlingerte; Orte und Realitäten, die von meinem alten Londoner Leben äonenweit entfernt waren. Meine Zukunft enthielt Pakistan – vielleicht – und Kaschmir – wahrscheinlich – und einen Ort, der kilometer- und tageweit von allem entfernt hoch und abgelegen in den Bergen lag, Leh genannt. Jungli kam darin nicht vor.

In einer kleinen Stadt, die um eine Kreuzung herumgebaut war, stieg ich aus und nahm mir für die letzten fünfzehn Kilometer eine Tonga, eine kleine Ponykutsche. Ein halbes Dutzend älterer Männer in weißen, gewebten Lungis kletterten mit mir auf den Wagen. Einer von ihnen hatte einen Kassettenrecorder und spielte die alten Sikh-Weisen. Während wir langsam durch die üppig grüne Landschaft trappelten, begleitet von der Musik der alten, feierlichen Ragas, und eine honigfarbene Sonne am Horizont tropfte, überschwemmte mich eine Welle von Euphorie, wie ein unbewußtes Wiedererkennen, das alles, was mir auf dieser kleinen Reise begegnete, meinen früheren Vorstellungen vom indischen Flachland entsprach.

Vier Jahre später erinnerte ich mich bewußt. Irgend etwas rührte die Erinnerung auf, die damals meine Euphorie ausgelöst hatte, und schließlich wurde mir klar, was mich nach Indien hatte fahren lassen. Es war ein Bild, die flüchtige Einstellung in einem Dokumentarfilm. Das Bild einer großen weißgekleideten Gestalt, die eine Straße entlangging. Vielleicht ein Sadhu, ein Asket; ein Mann mit sehnsüchtigen Augen. Eine schnurgerade Landstraße in einer flachen grünen Landschaft. Füße, die den Staub aufwirbelten. Musik, die Melancholie verströmte; kein Ziel. Ich war nach Indien gefahren, um dieses Bild einzuholen.

Und das hier war Indien! Und das Dorf, das ich nach einer weiteren Stunde erreichte, war auch Indien, bot mir den ersten Eindruck des ländlichen Lebens im wirklichen Indien, um dessentwillen ich meine Reise angetreten hatte. Doch im Augenblick hatte ich gar keinen Blick dafür. Ich wollte nur Jungli sehen.

Aber er war nicht zu Hause. Seine Familie war da: Mataji, seine Mutter, und Pitaji, sein Vater, und viele andere Menschen, die aus den Nachbarhäusern zusammenliefen. Wo war er? Vielleicht bei

Inderjit in Amritsar, sagten sie mir (jemand, der Englisch sprach und vom Ende der kleinen Gasse geholt wurde, übersetzte). Aber da solltest du nicht hingehen. Übernachte hier, und Pitaji wird ihn morgen früh suchen gehen.

Mataji zündete ein Feuer an und setzte Teewasser auf. Ich war umgeben von Menschen. Ich wußte nur, daß ich Jungli finden mußte.

Ich konnte einfach nicht bleiben. Ich kehrte an die Straße zurück und brachte das erste Fahrzeug zum Anhalten, das vorbeikam. Es war ein Motorroller. Ich hievte mich seitwärts auf den Rücksitz, hielt meine Tasche zwischen den Zähnen fest und klammerte mich mit beiden Händen an den Reservereifen. Mein Verhalten war unverzeihlich, und ich fand mich ziemlich undankbar.

An der großen Kreuzung hielt ich einen Lkw nach Amritsar an, immer noch viel zu ungeduldig, um auf die Busse zu warten. Dann nahm ich eine Rikscha zum Bahnhof, wo ich nach einer weiteren suchte, die mich zu Inderjit bringen sollte, der draußen vor der Stadt in einem kleinen Gurdwara in den Feldern wohnte. Inzwischen war es schon dunkel geworden, und keiner der Rikscha-Wallahs war von meinem Vorhaben begeistert. Sie wußten gar nicht, wo das ist, sagten sie, aber auf jeden Fall sei es gefährlich da draußen. Es war eine lange Strecke auf unbeleuchteten Straßen, und wir könnten überfallen werden. Der Rikscha-Wallah, der mich schließlich fuhr, bestand darauf, daß zur Sicherheit sein Kollege in einer leeren Rikscha mitfuhr, und ich mußte sie beide bezahlen; eine einmalige Luxusausgabe.

Kilometerweit fuhren wir auf Straßen, die von pechschwarzen Bäumen gesäumt wurden, und es wurde spät. Meine Fahrer hatten wirklich Angst. Es kam ihnen verrückt vor, immer weiter zu fahren, während alle Welt zu Bett ging, aber ich genoß die Fahrt. Wir bogen ab und holperten auf einem ausgefahrenen Karrenweg über die Felder, dann stieg ich aus und ging zu Fuß weiter. Nicht der Schimmer eines Lichts. Ziemlich verrückt. Aber schließlich wurde hinter einigen Bäumen ein kleiner Gurdwara sichtbar, wie ein Turm gebaut. Eine Gruppe von Menschen saß um ein Feuer, und einer von ihnen kam auf mich zu, ein großer junger Mann in orangefarbener Tunika, mit einem hübschen Gesicht und einem

lose fallenden Bart. «Sarah Lloyd?» forschte er. Und ich wußte, daß alles in Ordnung war.

Der Mann, der mich begrüßt hatte, war Inderjits Bruder. Weder Jungli noch Inderjit und Bir waren hier. Ich konnte nicht herausfinden, wo sie eigentlich waren, aber ich hatte alles getan, was ich tun konnte, und es war an der Zeit, daß ich mich zufriedengab. Wir saßen im Feuerschein und tranken heiße Milch. Ich hatte das Gefühl, nach Hause gekommen zu sein.

Aber ich konnte nicht schlafen. Ich teilte den Raum, der mir zugewiesen worden war, mit Inderjits Frau und seiner Schwester. Er war hell erleuchtet und stank nach Ungeziefer. Horden von Moskitos schwirrten herum, und mein Bettzeug war feucht. Ratten jagten sich auf den Bodenbrettern, stießen scheppernd an Becher und warfen Teller herunter. Ich ging raus und beobachtete die Morgendämmerung, ein schmutziges Orange über den flachen, mistgedüngten Feldern, gerahmt von einem Wäldchen aus großen, ulmenähnlichen Shisham-Bäumen. In dem stillen, dunklen Gurdwara rezitierte Inderjits Bruder seine Morgengebete. Halb singend, halb sprechend hallte seine Stimme von den leeren Wänden wider, als sei sie nicht von dieser Welt. Der Klang gehörte zu unbegrenzten Lüften und weiten Räumen, rein und schwerelos.

Als die Sonne aufging, kam Bir und brachte mich über die Felder zu seiner Familie, einer Familie von Brüdern und noch mehr Brüdern und ihren unzähligen Frauen und Kindern, in einer Umgebung, die sie mit Kühen und Hühnern, Büffeln und Strohschobern teilten. Alle waren beschäftigt mit Melken, Kochen oder dem Bauen von Lehmwänden. Dahinter lagen Klee- und Weizenfelder.

Dann kam Inderjit mit dem Fahrrad über das flache Land geflogen, das er in einem Warenhaus in Amritsar neu gekauft hatte (wie ich später erfuhr). Er und Bir spannten mich für eine lange Tages-tour durch die Gurdwaras und die Ersatzteillager der Stadt ein. Alles schön und gut, aber wo war Jungli? Ich kehrte in das Haus zurück, auf dessen Dach ich geschlafen hatte, und sagte zu Inderjit, daß ich morgen wiederkommen würde. Vielleicht hatte ihn bis dahin jemand gefunden.

Am nächsten Tag wurde ich von einem Tabla-Spieler zum Essen eingeladen, der vergleichende Studien zu Christentum und Sikhis-

mus betrieb. Ich ging mit, um mit ihm darüber zu sprechen. Aber er wollte gar nicht darüber reden, o nein, er wollte mich heiraten und all das übliche alte Gerümpel. Ich flüchtete mich zum Goldenen Tempel und spazierte um den Wassertank herum, als plötzlich Jungli neben mir stand und mich mit Worten überschüttete, von denen ich nur die Hälfte verstand. «Wo bist du denn die ganze Zeit gewesen? Ich suche dich schon seit zwei Tagen. Zwei ganze Tage! Ich bin ins Dorf gefahren und wieder nach Amritsar zurück, raus zu Inderjit, wieder nach Amritsar, noch mal ins Dorf und zurück nach Amritsar. Zwei Tage habe ich nach dir gesucht! Wo warst du denn bloß?» Soviel konnte ich verstehen. Ich lächelte. Die Art, wie es ihm nach sieben Wochen gar nicht einfiel, mich zu begrüßen, gefiel mir. Es war gut, ihn endlich zu sehen.

Den Rest des Tages verbrachten wir damit, Tee zu trinken, mein Gepäck zu holen und in dem Haus zwischen den Spinnereien herumzusitzen, wo Jungli gewohnt hatte, ein ländliches Haus mit einem Garten und zwei Schuppen, die sich diagonal gegenüberstanden. Zwei Schwestern schliefen in dem einen Schuppen, ihr Bruder, Jungli und ich im anderen. Durch die Hälfte unseres Schuppens sah man den offenen Himmel, und ein unverputztes Rohr lief an einer Wand entlang. Am Morgen machte Jungli mit mir eine Besichtigungstour. Ich hatte ein paar Worte Pandschabi gelernt, aber nicht genug, um verstehen zu können, wohin wir wollten. Doch trotz der fehlenden Worte unterhielten wir uns den ganzen Tag lang. Die Sprache war kein Problem; ohne die Worte verstehen zu können, tauschten wir uns aus.

Wir nahmen einen Bus, der aus Amritsar rausfuhr, und setzten beim Aussteigen unsere Füße auf grüne, duftende Feldwege. Die schmalen Grasränder und Bewässerungsgräben waren übersät mit Blumen und sahen aus wie ein flämischer Wandteppich voll englischer Wildblumen: Malven, Honigklee, Wolfsmilch und Taubnessel, Knöterich und Disteln, fette Henne, Klee und Wicken und mannigblättrige Butterblumen. Und der Himmel war voller Vögel: Lerchen und Tümmeler-Tauben, indische Kuckucke und Bienen-spechte und Wolken von Staren. Ich traute meinen Augen kaum – welche Frische und Schönheit und Stille nach Wochen inmitten von Menschenmengen, Staub und Krankheiten und dem Kampf um

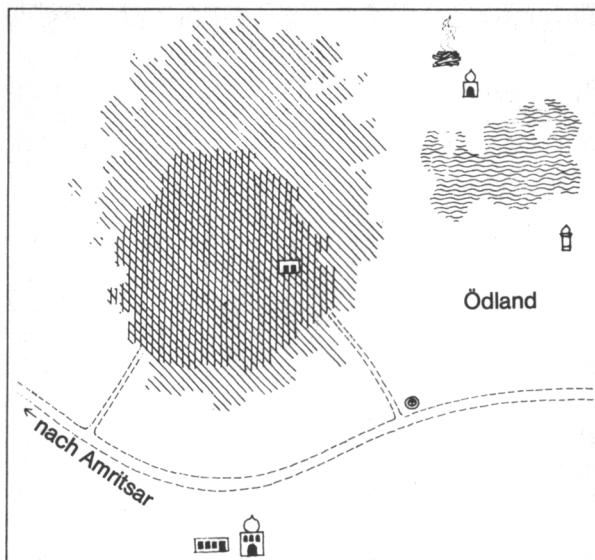
Zugplätze. Nichts hätte ich jetzt mehr genießen können. Wir wurden auf Traktoren mitgenommen, badeten in den heiligen Wassertanks der Gurdwaras, die wir besuchten, und saßen in Gärten voller Kornblumen und Dotterblumen. Das heilige Blau und Orange der Sikhs, die Farben von Junglis Kleidern.

Der letzte Gurdwara lag in der Nähe von Junglis Dorf. Diesmal war ich wach genug, um meine Umgebung genau zu betrachten und mir anzuschauen, wo ich hinging.

Die Landschaft, die wir auf dem Weg zum Dorf durchquerten, erinnerte mich an die flacheren Landstriche in Südengland, wo einige Heckenbüsche überlebt hatten, die Hecken selbst aber verschwunden waren. Es war eine Landschaft ohne Unterschlüpfе, dem Horizont zu geöffnet, nur in kleinen Details wechselnd und nicht durch Grenzmarkierungen zerstückelt. Wir kamen durch Dörfer, die aus Lehm gebaut waren. Von der Straße abgerückt, präsentierten sie dem vorbeifahrenden Verkehr niedrige weiße Mauern, wie um sich anzubieten, während die dahinterliegenden Felder wie Zufluchtsstätten waren. Als ich vor mehreren Monaten nach Delhi gekommen war, war ich über eine ähnliche Landschaft geflogen, deren Dörfer, fast kreisförmig, wie die krustigen Flechten auf der Rinde eines glattstämmigen Baumes das cremeweiße und grüne Flickwerk der Felder regelmäßig durchsetzten. Es sah aus, als wäre ein Schachbrett mit dem Hammer auseinandergeschlagen und leicht durchgemischt worden, wobei die Ecken und unregelmäßigen Stückchen der mattweißen und grünen Vierecke durcheinandergeraten waren.

Dann erkannte ich weit hinten den Umriß von Junglis Dorf. Eng zusammengedrängt auf einem kleinen Hügel, wurde es von den fortlaufenden Ringen der Häuser geformt, zu Ruinen zerfallen und sich auf dem Schutt des alten Dorfes wieder aufbauend, schaute es über das flache Ackerland, von dem die Existenz der meisten seiner Bewohner noch immer abhängig war. Aus der Entfernung – wie wir es jetzt sahen – und vor allem mit der auf- oder untergehenden Sonne im Rücken, wirkte es wie ein kubistisches Gemälde oder wie eine Festung, aus Steinblöcken gebaut. Dieser Effekt wurde verstärkt durch das abrupte Abbrechen der Felder und das enge Zusammenstehen der zwei- oder dreistöckigen Häuser aus ge-

Plan des Dorfes



-  Wohngegend der niedrigen Kasten
-  Wohngegend der höheren Kasten
-  Dorfteich
-  Pitajis Haus
-  Gurdwara

-  Schule für die älteren Kinder
-  Verbrennungsstätte
-  Grabmal für den Nihang-Krieger
-  Grabmal für Pitajis Vater
-  Bus- und Tonga-Haltestelle

brannten Ziegelsteinen auf der Spitze des Hügels und durch die einstöckigen Lehmhäuser, die in einem flach geweiteten Ring um die Ecken liefen. Wenige Bäume durchbrachen die Silhouette der treppenförmigen Dächer, und es gab keinerlei Anzeichen für das Netzwerk aus Gäßchen, die im Dorf selbst die kleinen, halböffentlichen Plätze verbanden.

Wir verließen unsere Tonga in einiger Entfernung vom Dorf (die Straße lief um das Dorf herum, vom Ort durch einen breiten Streifen bebautes Ackerland getrennt) neben einer weiten Fläche

Ödland. Mehrere holprige Wege liefen in das Dorf hinein und um es herum, teilten sich in ein Nebensystem von engen Gassen, die durch Mauern aus Lehm begrenzt wurden. Sie liefen im Zickzack zwischen den angrenzenden Hausgrundstücken hin und her und mündeten im Dorfzentrum.

Hier lebten die oberen, die landbesitzenden Kasten. Hier um die Ecke lebte auch Mataji. Sie erwartete uns. Vor ihr lagen Zwiebeln, grüner Ingwer und dreißig oder vierzig Knoblauchzehen, eine Pfanne mit Wasser, ein Teighügel, ein rundes Brett und eine Nudelrolle. Reisig und getrocknete Kuhfladen steckten hinter ihrem Herd. Mataji war eine gute Köchin, wie ich entdecken sollte, besser als die meisten anderen. Sie hatte ein natürliches Gespür für das Ausbalancieren von Gewürzen und sparte nicht an Zutaten. Mataji verwendete nicht scharfen roten Chili anstelle der milden, aromatischen Mischung aus Kumin, Koriander, Pfeffer und schwarzem Kardamon, auf Säcken getrocknet und im Mörser zerstoßen, womit sie die Eier und das Linsengericht Dal – das beste Dal, das ich je gegessen hatte – würzte, die wir an diesem Abend aßen.

Wir aßen beim Licht einer Paraffinlampe und schliefen in einem Zimmer am Ende des Gartens. Jungli hatte bestimmt, daß wir dort schlafen würden, und niemand hatte ihm widersprochen. Er schlief am einen Ende des Zimmers, ich am anderen. Mataji und Pitaji schliefen im Garten. Moskitos sirrten, die Blätter raschelten im Wind, und der Mond schien durch die offene Tür.

Ich kann mich nicht daran erinnern, Junglis Haus wie eine Fremde betreten zu haben. Vielleicht, weil ich niemals wie eine behandelt wurde, sondern man ging davon aus, daß ich das Leben im Dorf gewohnt sei. Vielleicht hatte es etwas damit zu tun, daß ich mir selbst die Zeit vertreiben konnte, was ich nach all dem Getue und Geschnatter sehr genoß, bei dem jeder sich ein Bein ausriß, Familienalben herbeischleppte und in das Imponiergehabe verfiel, das ich von den städtischen Indern der Mittelschicht gewohnt war. Vielleicht auch, weil ich das Wohnen in ländlichen Häusern der Dritten Welt von Aufhalten in anderen Ländern kannte. Aber vielleicht auch, weil der Baustil in diesem Teil Indiens so menschlich war, so heimelig, geradezu wie nach den Grundsätzen von Rudolf Steiner, mit kaum einer einzigen geraden Linie und keiner

störenden scharfen Ecke in der Unregelmäßigkeit der Lehmwände. Und vielleicht hatte es auch etwas damit zu tun, daß ich in Junglis Haus war, und mit meiner Überzeugung, daß mich etwas mit Jungli verband. Und vielleicht – was am wahrscheinlichsten war – verdankte ich es den Umständen meiner Ankunft, der ersten Ankunft, als ich das Haus vor lauter Menschen nicht sehen konnte, mich nicht lange genug aufhielt, um alles betrachten zu können, und nur darauf aus war, Jungli zu finden, und der zweiten, als es bereits zu dunkel war, um etwas sehen zu können.

Als ich also am dritten Morgen in einem Haus erwachte, das ich nie zuvor gesehen hatte, war ich keine Fremde mehr. Ich fühlte mich zu Hause und mit der Welt in Frieden. Jungli und ich brachen im Morgengrauen zu einem langen Spaziergang durch die blassen, taunassen Felder auf und balancierten auf den schmalen Erdwällen, die die Anbauflächen voneinander abgrenzten. Die Menschen waren schon bei der Arbeit, führten ihr Pflüge, fluchten mit ihren Ochsen herum und hockten auf den Pflugbäumen, die die schwere Erde zermalmten und den Boden in feines Ackerland verwandelten. Alles war vollkommen – der klare, frühe Morgen, der Duft des feuchten Weizens, die Blumen am Wegrand, und der Himmel war gesprenkelt mit Vögeln: blaue Vögel, grüne Vögel, schwarze Vögel, weiße Vögel, Bülbüls, Wiedehopfe, so viele verschiedene Vögel. Wir waren glücklich in all dem Neuen, Frischen, glücklich auf eine einfache, ungezwungene, kompromißlose Art, wie wir es nie wieder erleben sollten.

Da ich die indischen Traditionen respektierte, achtete ich darauf, jeden Körperkontakt mit Jungli zu vermeiden und tat auch nichts, um ihn zu provozieren. Zugleich war aber schon in diesen ersten Tagen etwas Ausschließliches in unserer Freundschaft, wie es sonst nur in sehr viel länger andauernden Freundschaften zu finden ist. Junglis Gefühle hatten eine solche Kraft, daß sie mich ganz subtil und unsichtbar forderten. Er schien nicht daran zu zweifeln, daß sie mit gleicher Stärke erwidert wurden, als ob die Liebe ganz automatisch in dem Menschen, dem seine Zuneigung galt, eine entsprechende Antwort finden müsse. Ich fühlte mich sehr zu Jungli hingezogen, aber während seine Gefühle blind und grenzenlos waren, konnte ich meine Gefühle für ihn mit Vernunft betrachten.

Und sie waren begrenzt. Jungli zog mich an, weil er anders war als alle, die ich bis jetzt gekannt hatte. Ich wurde angelockt durch die Kultur, in die er hineingeboren worden war, und die Bewegung der Nihangs, zu der er gehörte. Ich war interessiert an den Sikhs und ihrem Glauben. Junglis Zärtlichkeit rührte mich, seine Einfachheit, seine religiöse Hingabe, seine Direktheit und die Traurigkeit in seinen Augen. Das war alles, was ich von ihm wußte. Und zu diesem Zeitpunkt war das auch genug. Ich analysierte nicht weiter, was mit mir geschah, ich ließ es einfach geschehen.

Nach einer Woche, in der wir jeden Tag vierundzwanzig Stunden lang zusammen waren, wurde unsere Beziehung körperlich. Es war unvermeidbar. Ich hatte versucht, dem vorzubeugen, denn neben allen anderen Umständen verbot vor allem Junglis Religion Sexualität außerhalb der Ehe. «Du bist getauft worden», ermahnte ich ihn in meinem stockenden, grammatisch falschen Pandschabi. «Es geht nicht.» Ich respektierte den Glauben der Sikhs und ihren Moral-kodex, der vorsieht, daß man Frauen wie Schwestern behandelt. «Ach, auf eine oder zwei kommt es nicht an», antwortete er leichthin.

Seine Leichtherzigkeit täuschte. Als er meinen Arm berührte, schüchtern und etwas hölzern, als sei ich eine Göttin oder noch etwas Höheres, wußte ich, daß es das erste Mal in seinem Leben war. Ich war einunddreißig, und er war etwa so alt wie ich.

2

Wohnen

Den ersten Hinweis darauf, daß ich nach Hause kommen würde, hatte ich bei meinem Abflug vom Flughafen Heathrow erhalten, wo ich in eine Gruppe von Indern geraten war. Der sofortige Effekt: Ich lächelte und entspannte mich. Das hätte mir in englischer Gesellschaft niemals passieren können; im Gegenteil, ich